

dtv

Reihe Hanser

Die neunjährige Lara tut, was alle Mädchen ihres Clans tun müssen: das Vieh hüten. Dabei würde sie sich viel lieber um die graue Stute kümmern, die ihr Vater von einem Beutezug mitgebracht hat und die ein Fohlen erwartet. Aber das ist unmöglich: Im Irland des 14. Jahrhunderts ist das die Aufgabe der Jungen. Pferde sind für Mädchenhände viel zu kostbar. Doch dann wird die Stute bei einem Überfall auf das Dorf geraubt. Sie scheint für immer verloren, bis Lara sie wiederfindet und der erschöpften Stute bei der Geburt ihres Fohlens hilft. Ein Fohlen, so schön wie der silbern strahlende Mond. Nie wieder will sich Lara von ihm trennen!

Kathleen Duey hat bereits viele Bücher für junge Leser geschrieben. Sie ist in Colorado aufgewachsen und seit ihrer Jugend eine begeisterte Reiterin. In der *Reihe Hanser* werden von ihr drei weitere Bände der Geschichte um Lara und ihr silbernes Pferd erscheinen.

Kathleen Duey
Lara und die Graue

Aus dem Amerikanischen
von Anu Stohner

Deutscher Taschenbuch Verlag

Kathleen Duey in der *Reihe Hanser*
Lara und die Graue (dtv 62270)
Lara und das Silberfohlen (dtv 62273)
Lara und das große Rennen (dtv 62295)
Laras Rückkehr (dtv 62296)

Das gesamte lieferbare Programm der *Reihe Hanser*
und viele andere Informationen finden Sie unter
www.reihenhanser.de

Deutsche Erstausgabe
In neuer Rechtschreibung
Juni 2006

2. Auflage November 2007

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 2005 Kathleen Duey

Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›Lara and the Gray Mare‹
(Puffin Books, USA)

All rights reserved including the right of reproduction
in whole or in part in any form.

This edition published by arrangement with Viking Children's Books,
a division of Penguin Young Readers Group,
a member of Penguin Group (USA) Inc.

© 2006 der deutschsprachigen Ausgabe:

Carl Hanser Verlag München Wien

Umschlagillustration: Ute Martens

Gesetzt aus der Bembo 12/15

Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62270-7

KAPITEL EINS

*Das Mädchen, das sich morgens neben mich stellt,
bringt mir Büschel von Hafer – und ihre sanfte
Stimme. Ich bin so froh, dass ich nicht mehr bei den
schreienden Männern sein muss und dem stechen-
den Geruch von Zorn und Streit.*

Lara!«, rief Fallon im Morgengrauen, kurz vor Sonnenaufgang. »Lara O'Marchach!«

Ihre Stimme war laut genug, um einen Stein zum Leben zu erwecken.

Natürlich antwortete ich ihr nicht.

Ich war nicht dumm. Außerdem wollte ich gerade nachsehen, ob die graue Stute schon ihr Fohlen hatte. Also wich ich, leise wie eine nächtliche Brise, zur Seite und versteckte mich im dunklen Schatten unter der Eiche, die nicht weit vom äußeren Tor des Geheges stand.

Fallon war meine Tante. Sie war vierzehn Jahre alt und noch nicht verheiratet.

Sie war fünf Jahre älter als ich, und sie mach-

te mir Angst. Ihre Stimme klang wie Eisen auf Stein.

Wenn ich ehrlich bin, hatte ich schon mein ganzes Leben lang Angst vor Fallon gehabt. Sie war schon immer schlecht zu mir gewesen. Sie war auch schlecht zu meinen Brüdern, als sie noch klein waren. Brauchte ich noch mehr Gründe, um vor ihr Angst zu haben? Bis ich alt genug war, um sie zu überlisten, hatte sie mir mein Abendessen gestohlen und, wenn ich mich beschwerte, alles abgestritten. Manchmal nahm sie immer noch mehr, als ihr zustand.

Bei Sonnenaufgang, wenn der neue Tag begann, stand Fallon am liebsten dort, wo sie in der Ferne das Glitzern des Meeres ahnen konnte. Sie stützte die Hände auf die Hüften und sah aus, als hätte sie selbst mit der Morgendämmerung einen Streit angefangen, wenn es nur möglich gewesen wäre. Sie war nicht umsonst die kleine Schwester meines Vaters. Sie hatten beide dasselbe Temperament.

Meine Mutter sagte immer, jetzt, mit bald dreißig Jahren, sei mein Vater ruhiger geworden, als er es mit sechzehn gewesen sei, zu der Zeit, als sie geheiratet hatten. Er wurde von allen geliebt und gefürchtet, die zu unserem Clan gehörten. Auch von mir.

Mein Großvater sei *nur* gefürchtet worden, sag-

ten die Alten. Vielleicht veränderten wir O'Marchachs uns mit der Zeit doch noch zum Besseren.

»Lara?«

Aha. Fallons Stimme klang etwas freundlicher, aber ich ließ mich davon nicht täuschen. Ich zog mich weiter unter die tiefhängenden Äste der Eiche zurück. Fallon wusste, wo sie so früh am Morgen nach mir suchen musste. Ich ging jeden Tag um die Zeit mit der grauen Stute reden. Sie war jetzt ganz geheilt. Aber es hatte lange gedauert.

Die Graue war eine Schönheit, größer und geschmeidiger als jedes Pferd, das ich bisher gesehen hatte. Mein Vater hatte sie während seiner letzten Reise gefunden. Sie graste frei auf einer Wiese; der Kehlriemen war kaputt, der Zügel schleifte auf der Erde und ein Vorderbein war verletzt. Direkt am Maul hatte sie eine Brandnarbe, wie wir sie nicht kannten. Sie sah nicht aus, als wäre sie zufällig da. Welcher Clan markierte seine Pferde mit Brandnarben?

Es musste einen Kampf gegeben haben, bei dem die Stute ihren Besitzer verlor, mutmaßte mein Vater. Als er sie nach Hause brachte, hinkte sie, und ich nahm sie in Pflege, sammelte Flechten und Kresse, mit denen ich die Blutung an ihrem Vorderbein stillte, bis die Wunde heilte.

Das war die Zeit, als ich mit meinen morgendlichen Besuchen bei der grauen Stute begann.

Meine Arbeit musste ich trotzdem tun, also schlief ich weniger und schlich aus dem Haus, um in der Dunkelheit neben ihr zu stehen und leise mit ihr reden, damit sie merkte, dass sie nicht allein war. Ich spürte, dass es ihr davon besser ging. Sie begann besser zu fressen und erholte sich.

Mein Vater bedankte sich nie bei mir, dass ich sie gesund gepflegt hatte. Aber er freute sich, als er hörte, dass sie trächtig war. Als ich es merkte, wurde mir fast schwindlig vor Freude.

Mädchen durften keine Pferde haben. Aber da ich die Stute gerettet hatte, hoffte ich, dass mein Vater es sich überlegen und mir das Fohlen vielleicht doch lassen würde. Wenn er von dem Kriegszug nach Hause käme, zu dem er gerade aufgebrochen war, wollte ich ihn dazu überreden.

»Lara!«

Fallons Ruf riss mich aus meinen Gedanken, und ich hielt still wie ein Häschen neben dem Wolfspfad, als sie an mir vorüberlief und erst das äußere und dann das innere Tor öffnete, um in das Gehege zu gelangen. Drinnen rief sie meinen Namen noch dreimal, dann kam sie wieder heraus.

Ich konnte hören, wie die Stuten sich unruhig

bewegten. Sie standen im inneren Kreis, den die Erdwälle bildeten, und erschraaken vor jedem Eindringling. Ich erkannte das hohe, sanfte Wiehern der Grauen. Wenn Fallon nicht bald aufgab, würde ich mit meinen täglichen Arbeiten beginnen müssen, ohne die Stute gesehen zu haben.

Ich atmete tief durch, als Fallon wieder an mir vorbei war und in Richtung der Häuser unseres Dorfes lief. Ich wusste, warum sie wütend war, und es gab nichts, was ich dagegen tun konnte. Ich drückte mich mit dem Rücken gegen den äußeren Erdwall und überlegte, was ich tun sollte. Ich wollte so gern die graue Stute sehen, aber ich hatte Angst davor, dass Fallon zurückkommen und mich finden würde, im Gehege.

Die Wände des Geheges waren gewaltig große Dämme aus Erde, die zwei Kreise bildeten, einen inneren und einen äußeren. Beide waren an einer Stelle unterbrochen, damit Leute aus und ein gehen konnten. Dort waren die zwei Wagen breiten Tore.

Wir hielten die Stuten nachts innerhalb der Erdwälle. Tagsüber brachten die Jungen sie auf die Weide. Ich durfte dabei nicht helfen. Ich war kein Junge.

Mein Vater sagte, es sei selten, dass ein Gehege

zwei Erdwälle habe. Normalerweise gebe es nur einen. Er war schon bis in die Nähe von Dublin gekommen und hatte nur eines gesehen, das wie unseres war. Vielleicht hatten die, die es vor langer Zeit bauten, bessere Ernten als die anderen. Vielleicht hatten sie davon die Kraft, jahrelang zu graben und Erde aufzuhäufen.

Innerhalb der Erdwälle war nichts außer vier kleinen runden Gebäuden, von denen mein Vater sagte, sie seien einmal Behausungen für Menschen gewesen. Jetzt benutzten die Tiere sie als Untersand, wenn es regnete.

Ich fror und zog mir den wollenen Umhang fester um die Schultern. Danach musste ich den dicken Stoff nach unten zerren, damit er auch die Arme bedeckte. Wenigstens war die braune Wolle vom vielen Tragen weicher geworden. Gerade waren die letzten kalten Tage des *Gam* vorüber. Nach den langen trostlosen Wochen, in denen Tiere und Menschen vor Nässe und Kälte gezittert hatten, kam endlich die Sonne zurück.

Fallon hatte meinen Namen so lange nicht mehr gerufen, dass ich schon hoffte, sie hätte vielleicht aufgegeben. Trotzdem wartete ich noch. Ich kannte sie. Die Stille war wunderbar, und der Morgenhimmel wechselte die Farbe von dunklem zu helle-

rem Grau. Fallon würde mich nicht überlisten. Ich wusste, dass sie nur darauf wartete, dass ich mich sicher fühlte und aus meinem Versteck kam.

Aber den Gefallen tat ich ihr nicht.

Stattdessen schaute ich in den Himmel. Der gestrige Tag war sonnig und schön gewesen, und ich wünschte mir, heute würde wieder so ein wolkenloser Tag werden. Ich hatte noch nicht lange über den grauen Himmel nachgedacht, als ich leise Schritte auf dem Pfad zwischen den Häusern und dem Gehege hörte. Fallon kam zurück. Ich ging in die Knie und verharrte regungslos.

Fallon ging vorbei – in der Morgendämmerung konnte ich sie gut sehen. Sie lief um das Gehege herum und folgte dem äußeren Erdwall, bis sie in Richtung Fluss abbog. Dann fing sie wieder an zu rufen. Ich konnte sie noch unten bei den Kühen hören, dann änderte sich die Richtung, aus der ihre Stimme kam, und ich wusste, dass sie wieder auf dem Rückweg war.

Wahrscheinlich war sie nur weit genug gegangen, um zu sehen, dass im Kuhstall noch keine Talglichter brannten. Nun wusste sie, dass ich mit meiner Arbeit nicht so früh begonnen hatte, wie ich sollte. Bebinn, Gerroc und ich waren meistens vor den anderen auf, um zu melken. Um diese Jah-

reszeit dauerte es nicht sehr lange. Die wenigen Kühe, die spät genug gedeckt worden waren, dass sie noch Winterkälber bekamen, gaben jeden Tag weniger Milch. Und sie waren so zahm, dass wir ihnen nicht die Vorderbeine fesseln mussten, um sie ruhig zu halten.

Jede Art von Arbeit ging leichter, wenn Bebin und Gerroc dabei waren. Wir waren wie Schwestern. Wir waren auch fast gleich alt.

»LARA!«

Ihre Stimme ließ mich schauern. Fallon kam wieder näher. Ich wusste genau, warum sie so wütend auf mich war. Es war etwas Dummes geschehen: Sie hatte sich wieder einmal tagelang nicht um ihr Haare gekümmert und dann doch beschlossen, die Knoten herauszukämmen.

Magnus hatte Fallons geschnitzten Kamm aus Hirschgeweih nicht kaputt machen wollen – aber es war ihm passiert. Er war mein kleinster Vetter, Gerrocs jüngster Bruder.

Es war schon ein paar Tage her, seit er verbotenerweise mit dem Kamm gespielt hatte. Er hatte ihn an einer Stelle fallen lassen, wo die Hunde ihn sich schnappen und damit wegrennen konnten. Als er ihn endlich wiederhatte, war der Kamm zerbrochen.

Alle Hunde nagen gern Knochen; es liegt in ihrer Natur und ist ihr gutes Recht. Wie konnten die Hunde wissen, dass ausgerechnet dieses Stück Hirschgeweih sorgfältig aufbewahrt worden war und dass die Reihe der dichten Zähne so zerbrechlich sein würde?

Unglücklicherweise war der Kamm auch kein beliebiger Kamm. Er hatte meiner Großmutter gehört – der Mutter von Fallon und meinem Vater. Fallon hatte ihn bekommen, als meine Großmutter gestorben war, da war sie noch ganz klein gewesen, kaum alt genug, um ihn ohne Hilfe zu benutzen.

Ich wusste, wie sehr Fallon an ihm hing.

Ich wusste auch, dass ihr der Kamm viel wichtiger war als die Frage, wer ihn beschädigt hatte. Magnus wusste das auch.

Ich war es, die Magnus weinend beim Misthaufen in der Nähe der Getreidefelder fand, als ich abends vom Melken kam. Die frisch ausgeschlüpften Fliegen summten um den verwesenden Dung und den Berg von verrottendem Stroh aus dem vergangenen Jahr. Er hielt den kaputten Kamm ganz fest in seinen kleinen Händen.

Mir fiel nichts anderes ein, als den Kamm sorgfältig zu waschen und in Fallons Holzschatulle zurückzulegen. Ich hoffte, sie würde denken, dass sie

ihn selbst zerbrochen hatte, ohne es zu merken. Natürlich dachte sie das nicht – ich hätte es wissen müssen.

Fallon war immer schnell bei der Hand, jemand anderen zu beschuldigen. Und sie ging eindeutig davon aus, dass ich die Schuldige war. Sollte sie. Lieber ich als der arme kleine Magnus. Sie war außer sich. Dem kleinen Magnus hätte es mehr ausgemacht, wenn sie ihn am Ohr durchs Haus geschleift und seinen schmalen Rücken mit Schlägen traktiert hätte. Nicht, dass ich es genossen hätte, wenn ich ganz ehrlich bin; aber ich hatte es schon früher über mich ergehen lassen, viele Male, und es war nicht so schlimm, wie es vielleicht klingt. Ich war jetzt größer, und sie konnte es nicht mehr so lange mit mir aufnehmen.

Der kleine Magnus hinkte. Er war in eine Viehherde gelaufen, als er kaum laufen konnte, und eine Kuh hatte ihn getreten. Das verletzte Bein war schief geheilt; seitdem war sein Gang für immer verändert. Trotzdem hatte er ein sonniges Gemüt und arbeitete hart und sang wie ein Vogel. Ich mochte ihn sehr. Wie alle anderen auch. Außer Fallon. Während ich auf ihre Schritte lauschte, fiel mir *niemand* ein, den sie mochte. Und es war mir gänzlich unmöglich, auf jemanden zu kommen, der *sie*

mochte. Sogar mein Vater, der ja ihr Bruder war, hielt sie immer nur eine Weile aus und erfand dann irgendeine Ausrede, um wegzugehen.

Er sagte, Fallon sei wie ihr Vater – leicht aus der Fassung zu bringen und immer auf Streit aus. Er sagte auch, es sei schade, dass sie kein Junge sei. Kinderleicht wäre es für sie gewesen, mit Schwert und Bogen umzugehen und kämpfen zu lernen. Jedenfalls hatte sie nie damit begonnen, Garn zu spinnen oder zu weben, Getreide zu mahlen, Brot zu backen oder irgendeine Arbeit zu verrichten, die andere Mädchen und Frauen tagein, tagaus verrichten mussten. Die Hälfte der Zeit hatte sie die Ärmel aufgerollt, so dass man ihre Unterarme sehen konnte wie bei den Jungen. Auch ihr Gewand trug sie kurz wie ein Junge, ohne den langen Saum, der sie am Ausschreiten hinderte.

Es war beschämend und ist trotzdem wahr: Ich betete jeden Abend zu den Alten, den Heiligen und den Feen, dass irgendein Mann dumm genug sein würde, Fallon zu heiraten und sie eines Tages von uns wegzubringen.

Aber eines wusste ich, während ich unter der Eiche in der immer heller werdenden Morgendämmerung stand: Heute würde dieser Tag nicht sein. Sie war wieder ganz nah, bellte meinen Na-

men und folgte der Rundung des Geheges zurück zum äußeren Tor. Ich wurde ganz starr. Es war Zeit, eine Entscheidung zu treffen, sonst würde ich hier so lange feststecken, bis Bebinn und Gerroc mich suchen kamen. An einem anderen Tag wäre ich einfach in das graue Morgenlicht hinausgetreten und hätte Fallon mich finden lassen, damit das Ganze überstanden war.

An diesem Morgen jedoch tat ich es, aus was für Gründen auch immer, nicht – mag es Schicksal, Glück oder göttliche Fügung gewesen sein. Stattdessen raffte ich, als sie weit genug entfernt war, mein Gewand und kletterte über den äußeren Wall. Ich rutschte hinunter in den tiefen Graben zwischen dem äußeren und dem inneren Wall, landete erst noch auf den Füßen, stürzte dann aber und fiel hart auf den Rücken.

Einen Augenblick lag ich nur da und schaute in den Himmel. Dieser Platz zwischen den Erdwällen, tief gegraben, weil Erde gebraucht wurde, um die Wälle zu bauen – er war ein Feenort, das wusste jeder. Es war gefährlich, ihn unerlaubt zu betreten.

Ich stand mit zittrigen Beinen auf. Dann griff ich nach der Rückseite meines Gewands und drehte sie nach vorn, um zu sehen, wie sehr ich es beschmutzt hatte. Es war mein neuestes Gewand,

aus dem ich noch nicht herausgewachsen war. Es saß immer noch locker und reichte mir bis zu den Fußgelenken, und die Ärmel waren noch lang genug, um meine Arme bis zu den Fingerspitzen zu bedecken.

Im dämmrigen Licht sah ich nicht viel; ich spürte nur etwas Feuchtigkeit und Erde. Wenigstens hatte ich das Gewand nicht zerrissen. Vielleicht würde meine Mutter nicht einmal die Flecken bemerken, wenn ich es im Fluss auswusch, wieder anzog und lang genug trug, damit es trocknete.

Auch der wollene Umhang war nur leicht beschmutzt. Ich war hauptsächlich dort gelandet, wo man sitzt. Und meine Mutter war nicht dumm: Sie hatte die Wolle meines Umhangs graubraun gefärbt, damit er zum braunen Leinen meines Gewands passte – und beide zusammen zum Schmutz, den ich beim Arbeiten unweigerlich abbekam.

Ich zog das Gewand wieder glatt und den Umhang fester um die Schultern, dann schaute ich mich um. Es war merkwürdig, in dieser tiefen Schlucht zwischen den zwei kreisförmigen Wällen zu stehen. Vor zehn Tagen ungefähr hatten wir heftige Regenfälle gehabt. Das Wasser war so schnell durch den Graben gelaufen, dass man das Gluckern

hören konnte, mit dem es in die Erde drang und versickerte.

»Lara!«

Fallons Schrei klang heiser vor Wut. Ich zuckte zusammen, obwohl ich wusste, dass sie mich durch den Wall hindurch unmöglich sehen konnte, und bestimmt nicht damit rechnete, dass ich die Feen herausforderte, nur um ihr zu entkommen. Jeder kannte Geschichten von Kindern, die im Graben verschwunden waren, weggetragen von den Feen und für immer verschwunden.

Die Geschichten mochten stimmen, aber die Wahrheit war, dass ich an diesem Morgen mehr Angst vor Fallon hatte als vor allen Feen auf der Welt.

»Lara! Wo bist du?«

Ich folgte leise der Rundung des Geheges, weg von ihr. Ich strich mit der Hand am äußeren Wall entlang, Gras und Moos kitzelten meine Finger. Die Männer des Clans hatten einen Teil des letzten Sommers dazu benutzt, den äußeren Wall auszubessern; sie hatten neue Erde aufgeschüttet und alte festgeklopft, wo der Regen sie gelockert hatte. Eine Weile hatte man die geflickten Stellen noch leicht erkennen können. Aber jetzt, nach einer Regenperiode, waren sie grün bedeckt.

Grün. Ich merkte, dass ich Farben sehen konnte, und wusste, dass gleich die Sonne aufgehen würde. Wenn Fallon mich auch nur aus der Ferne sah, würde sie wissen, dass ich sie gehört, aber auf ihr Rufen nicht geantwortet hatte. Das würde sie rasend machen, davon war ich überzeugt. Ich konnte sie jetzt hören, wie sie mit den kahlen Ästen der Eiche redete.

»Lara. Ich weiß, dass du da oben auf dem Baum bist«, schimpfte sie. »Komm herunter! *Sofort.*«

Ich rannte los und hoffte, dass sie meine Schritte nicht hörte; dass sie lange genug stehen bleiben und mit den leeren Ästen reden würde, damit ich auf der anderen Seite über den Wall klettern konnte. Wenn ich es so weit schaffte und von dort hinüber in den Wald, konnte ich mich wieder verstecken.

Danach würde ich einfach warten. Bebin und Gerroc würden bald in den Kuhstall gehen, und etwas später würden auch die Frauen mit ihren Arbeiten beginnen. Wenn ich mich so lange verstecken konnte, wäre ich Fallon wenigstens für diesen Tag entkommen.

Sie hatte mich noch nie angegriffen, wenn jemand dabei war, wahrscheinlich deshalb, weil mein Vater immerhin unser Häuptling, der Herr und König

unseres Clans war. Er war auch Fallons Bruder, natürlich, aber ich war seine Tochter und einer *meiner* Brüder würde eines Tages den Platz meines Vaters einnehmen. Fergal und Trian waren schon ausgezogen und lebten in der Nähe des Meeres bei einem anderen Clan, um von den Männern dort zu lernen, was sie zu Hause nicht lernen konnten. Aber sie würden nach Hause zurückkommen, sobald sie alt genug waren. Fallon würde es nicht wagen, sie heranzukommandieren. Und mich dann auch nicht mehr.

Beflügelt von Hoffnung wie von Angst, rannte ich den Graben entlang und musste bei dem Gedanken an meine Brüder lächeln. Ich war schon fast sicher, dass ich Fallon entkommen würde, als meine Zehen gegen etwas Hartes stießen, etwas Kühles, Glattes – es war weder Stein noch Gras noch Holz.

Ich hielt stolpernd inne. Vielleicht war es ein Stück Knochen. Oder ein Kamm – das wäre ein unverhofftes Glück gewesen. Meine Mutter hatte ihren Kamm gefunden, und er war wunderschön, aus Elchgeweih geschnitzt mit einem Muster von lauter kleinen Knoten.

Bewegt von dem Gedanken, dass die Heiligen oder das Feenvolk womöglich Mitleid mit meinem